

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 39

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]
Autor: Franck, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst 29. September 1934
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Seligpreisung. von U. W. Züricher.

Selig, wer vom lieben Weib
Liebe kann erlangen,
Einen jungen Blütenleib
Zärtlich kann umfassen.

Selig, wer im Streit der Zeit
Kräfte stets kann saugen
Aus der warmen Herrlichkeit
Liebeklarer Augen.

Selig, wenn der Lebensstrom
Frohe Arbeit bringet.
Selig, wenn am Menschheitsdom
Stufenbau gelingt.

Selig, wer als freier Mann
Gemsenfrohe Blicke
Unbestechlich senden kann
In die Weltgeschichte.

Dreimal selig aber der,
Der an stiller Bahre
Lächelnd überblickt ein Heer
Früchtereicher Jahre.

(„Wegspuren“.)

„Wippwapp“.

Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München.

13

Stille staute sich im Schlafzimmer des Rentiers August Micheelsen.

Nur das rote Pünktchen in der Gaskuppel blubberte von Zeit zu Zeit.

Wohl eine Stunde — oder waren es gar zwei? — mochten vergangen sein, als Rikelschen sich ein Herz faßte und, wie wenn nichts vorgefallen wäre, sagte: „Gute Nacht, Gust.“

Der erzürnte Stadtpolitiker gab keine Antwort.

Mit abgewandtem Gesicht lag er, als ob er schlief, auf seinem Lager.

Da Gust des Ausgangs der Wahl keineswegs so sicher war, wie er ihn seinem Jugendfreund Willem vor Augen gehalten hatte, begann er auf Stimmenfang auszugehen.

Er war vom Morgen bis zum Abend in der Stadt. Er grüßte als erster Leute, denen er seit seinem Rentnerdasein kaum noch gedankt hatte, wenn sie ihn grüßten. Er sprach mit Hinterstraßenmännern lange und freundlich, die in den letzten Jahren von ihm nur kurzer kantiger Worte gewürdigt wurden. Diese Unterredungen endeten in vielen Fällen damit, daß er den Umworbenen ein Papierstückchen in die Hand drückte, auf dem zu lesen stand: Rentner August Micheelsen Aderstraße. Denn während die Gegenpartei sich mit beschriebenen Stimmzetteln begnügen mußte, hatte Gust die seinen auf eigne Kosten drucken lassen. Er saß die Nächte durch in den Wirtschaften umher und redete. Natürlich mußte der verjumptete Teil der Stadtweide ausgetrocknet werden,

damit endlich das saure Gras verschwand! Selbstverständlich war der städtische Tagelohn zu tief! Er würde unbedingt für eine Erhöhung stimmen; das heißt, soweit die Stadtkasse eine solche Erhöhung tragen konnte, denn schon fünf Pfennig Stundenlohn mehr machten insgesamt eine riesige Summe aus. Keine Frage: Gaslicht war nicht mehr zeitgemäß, und eine Elektrifizierung der Stadt mußte ernsthaft ins Auge gefaßt werden. Ungeheure Kosten? Es ließ sich bei vernünftiger Wirtschaft an andern Stellen viel einsparen. Wenn er nur erst auf dem Rathaus saß, dann würde er dem Bürgermeister und den Senatoren schon zeigen, wie sie mit öffentlichen Geldern umzugehen hatten. Denn daß er zu rechnen und vorteilhaft zu wirtschaften verstand, hatte er doch bewiesen. Im andern Fall würde er nicht von seinen Zinsen leben können, sondern wie ein gewisser jemand, der es zu nichts gebracht habe, noch in den Baracken wohnen.

Der Wahlmorgen kam endlich heran. Das Unglück wollte, daß Gust Willem, den er seit dem Abend ihrer Verfeindung nur von fern gesehen hatte, an einer Straßenecke vor die Füße lief. Im ersten Augenblick wollte er an ihm wie an einem Fremden vorübergehen. Dann aber überwand er sich und fragte, da der Stehengebliebene die Art auf der Schulter trug: „Arbeitest du denn heute?“

„Worüm nich?“ fragte Willem verwundert zurück.

„Weil du doch in den Bürgerausschuß gewählt werden willst.“

„Wat geiht mi dat an?“

„Die Wählerei vielleicht nicht. Aber das Ergebnis.“
 „Dat kümmt eerst hüt abend na säbn ruut, wenn dei Arbeit vörbi is.“

Aber man will doch wissen, wie die Sache den Tag über läuft. Ich begreife nicht, wie du da auf Arbeit gehn kannst, als ob nichts in der Stadt geschieht, was dich betrifft.“

„Wenn't gaud geht, warrn sei kam'n up'n Bu antauloopen. Wenn't schief geht, krieg id't immer früh genug tau weit'n.“

„Willem“, faßte Gust sich nun doch ein Herz, „ich wollte dir schon immer sagen — es fand sich nur noch keine Zeit und Gelegenheit dazu — Willem, ich bin wahrscheinlich neulich abends ...“

„Gah mi ut'n Wäg!“ unterbrach der Maurerpolier seinen ehemaligen Freund. „Dat id' up'n Bu kam. Id' bin ja keen Börger. Id' bin blot'n Arbeiter!“

Der Verwirrte gab dem Unversöhnlichen unverzüglich den Gang zur Arbeit frei.

Im Gegensatz zu seinem Spielgefährten aus der Barackzeit war Gust von früh bis spät unterwegs. Er horchte herum, trieb an. Er ließ sich unterrichten, wie es auf dem Rathaus stand, verbreitete immer wieder die Nachricht: Gut! An seinem Sieg sei nicht zu zweifeln. Er ging von Wirtschaft zu Wirtschaft, gab sich leutselig, bezahlte unaufgefordert die Zechen.

Das Stammquartier seiner Anhänger befand sich in dem „Hotel zum Erbgroßherzog“, das — dem Rathaus gegenüber — auf der andern Seite des Marktplatzes lag. Seine Gegner nahmen fast alle den Weg durch die „Marktwirtschaft“, die sich wie ein Rücken unter die Flügel der Henne in den Schatten des Rathauses duckte.

Als Gust sich schließlich auch zu ihr aufmachte — man konnte nicht wissen, ob durch Freundlichkeit und Bierbezahlen nicht doch noch einige Stimmen zu fangen waren —, stand am Fuße der Rathhaustreppe Schuster Schweikert mit Stimmzetteln. Er hielt Gust einen davon entgegen und sagte: „Stimmzettel gefällig? Bitte nehmen! Nur hier ist der richtige Kandidat zu finden!“

Am Vormittag stand es gut für Gust.

Denn obgleich die Stimmzettel gefaltet oben im Rathausaal dem Stadtworhalter übergeben werden mußten, der sie in eine schöne alte Zinnkumme warf, die in frühern Jahrhunderten beim Antrunk mit Würzwein gefüllt wurde, wußte man doch um das Stimmverhältnis. Jedesmal, wenn wieder ein Wähler kam, machten die Aufpasser rechts oder links in ihrer Liste einen Strich, und die Schätzung der Gegner wich nur um wenige Stimmen voneinander ab. Da man jedem Stadtbewohner bis unter die Haut sah, wie hätte man — von wenigen zweifelhaften Fällen abgesehen — nicht wissen sollen, wen er wählte, den Maurerpolier oder den Herrn Rentier.

Während der Mittagspause, als die kleinen Leute auf das Rathaus kamen, die gleich Willem um der Wahl willen ihre Arbeit nicht im Stich ließen, neigte sich die Wage sichtlich zuungunsten Gusts.

Bei der Auszählung eine Stunde nach Feierabend er-

wies sich, daß der Maurerpolier Wilhelm Drebiß 163, der Rentier August Micheelsen nur 145 Stimmen erhalten hatte.

Am andern Morgen schrieb Gust, der in der Erwartung seines Sieges die in der Stube Willems ausgestoßene Drohung nicht wahr gemacht hatte, einen Brief an das Ministerium, in dem er darauf hinwies, daß die diesjährige Bürgerauschufwahl dem gültigen Stadtrecht von 1823 widerspreche, da das gewählte Bürgerauschufmitglied Wilhelm Drebiß kein selbständiger, freier Bürger sei, sondern sich als wöchentlicher Lohnempfänger bei einem Maurermeister in abhängiger Stellung befinde, mithin zwar wahlberechtigt, aber nicht wählbar sei. Er bitte also um Ungültigkeitserklärung der alten Wahl und Auflegung einer neuen Wahl nach den bewährten bisherigen Bestimmungen.

Das Ministerium zog bei dem Bürgermeister Erkundigungen über den Gewählten sowie über den Antragsteller ein und entschied auf Grund dieses Geheimberichts: Die stattgehabte Wahl wird, als der geltenden allgemeinen Stadtordnung vom Jahre 1823 zuwiderlaufend, für ungültig erklärt. Eine Neuwahl, bei der nur freie Bürger aufgestellt werden dürfen, ist binnen Monatsfrist vorzunehmen.

Bei der zweiten Wahl, Ende Februar 1913, wurde Gust, da ihm nun ein ebenso unbedeutender wie unbeliebter Drechslmeister gegenüberstand, mit 185 Stimmen, während sein Gegner es nur auf 98 Stimmen brachte, zum Mitglied des Städtischen Bürgerauschufes gewählt.

Ein Jahr später, im Januar 1914, erforderte der Bürgerauschuf ihn an Stelle des verstorbenen Vorstehers zum Bürgerworhalter, zum unbesoldeten Stadtprediger.

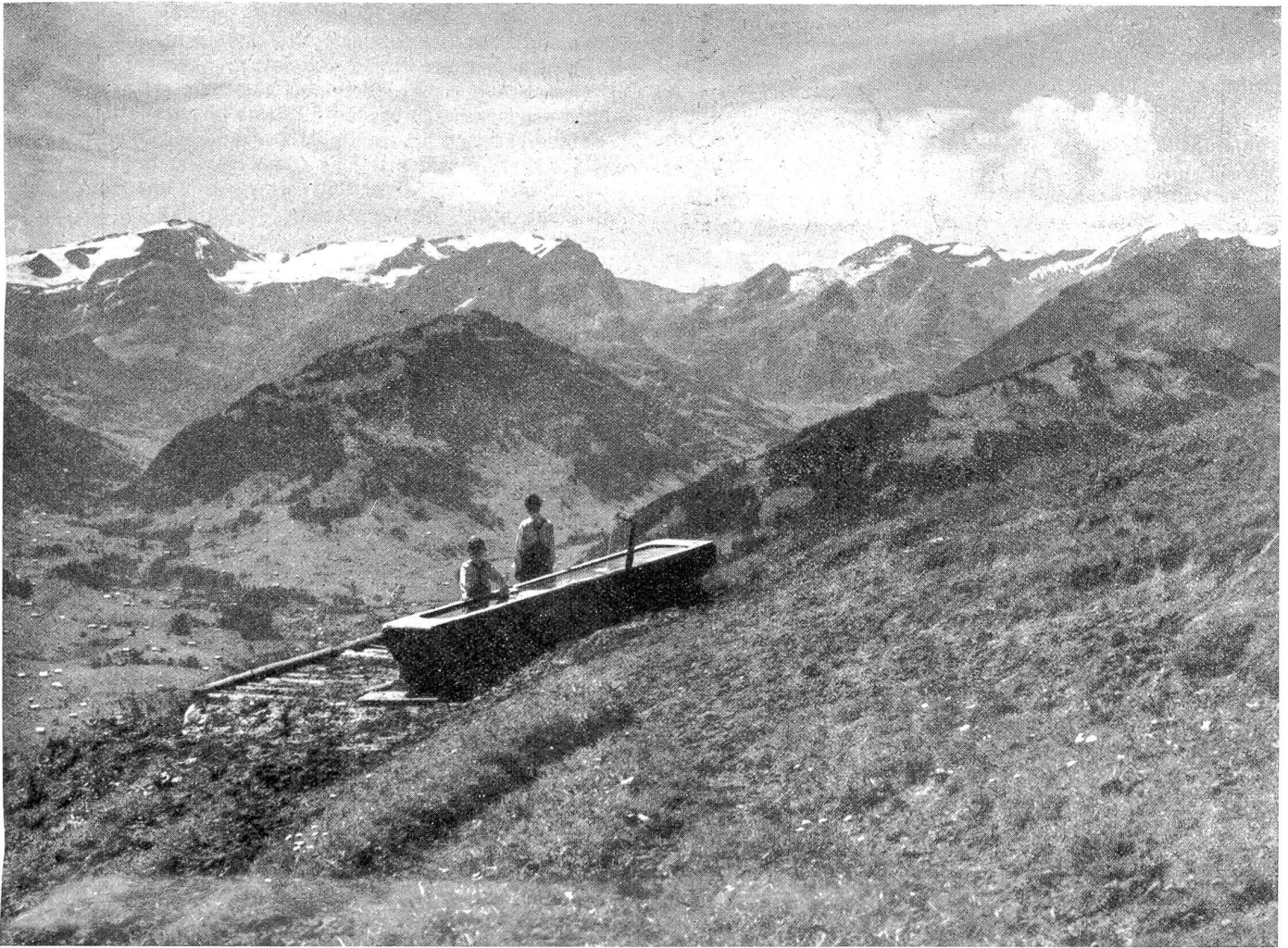
Da Gust jetzt die Aufsicht über die städtische Weide und den Wald, über die städtischen Bauarbeiten und die Straßensäuberung, über die Freiwillige Feuerwehr und die Freiwillige Turnerschaft führen mußte, hatte er zwar immer noch nicht im Sinne Rikelschens Arbeit, aber Beschäftigung, die seinen Tag ausfüllte.

Er gab sich ihr mit solchem Eifer und Geschick, mit so unanzweifelbarer Unparteilichkeit hin, daß er schnell in der Achtung der Stadt stieg. Immer vorbehaltloser gestanden hoch und niedrig, Bürger und Volk, die, zu welchen er emporgestiegen, und die, aus deren Mitte er hervorgegangen war, untereinander zu, daß ihr Mißtrauen gegen Gust unberechtigt war. Woche für Woche bewies er: ein ganzer Mann stand als oberster Vertreter der Bürgerschaft auf dem ihm gebührenden Platz.

Es war nur noch eine Frage der Zeit, daß Bürgermeister und Rat sich seine ungewöhnliche Arbeitskraft, sein Geschick, zwischen Besitzenden und Armen zu vermitteln, seine Klugheit, die Dinge am rechten Ende anzupacken, nicht entgegen ließen und den ehemaligen Schuhmachermeister und Lederhändler, jetzigen Rentier und Bürgerworhalter August Micheelsen, trotz seiner Herkunft aus den Baracken, für die man ihn nicht verantwortlich machen konnte — zum Senator wählten.

X.

Mit dem Krieg begann auch für Gust die große Zeit. Nur noch dem Schein nach regierte seit dem August 1914 der Bürgermeister die Stadt. Tatsächlich lag alle



Morgenstimmung auf Saanenmöser. Blick auf Gstaad.

Phot. Marti-Wehren.

Macht in den Händen des zum Stadtsprecher aufgestiegenen Pantoffelmacher-Johnes.

Bei Erklärung des allgemeinen Kriegszustandes gründete Gust unverzüglich eine Bürgerwehr.

Sobald dann Mobilmachung befohlen war, wurden das Weidetor und das Wiesentor der Stadt mit Striden gesperrt. Tag und Nacht mußten zehn Angehörige der Bürgerwehr die beiden Tore bewachen. Gust stellte durch häufige Inspektion fest, ob sie ihre Schuldigkeit taten. Sogar des Nachts tauchte er einige Male unvermutet aus dem Dunkel auf. —

Jedes eintreffende auswärtige Gefährt wurde vor den Toren der Stadt angehalten, nach dem Woher und dem Wohin, dem Zweck der Fahrt gefragt, auf Waffen und Munition untersucht. Auch verdächtige Fußgänger mußten sich ein umständliches Verhör gefallen lassen. Als einwandfreier, am schnellsten für ausreichend erklärter Nachweis der Unverdächtigkeit galt: daß der Angehaltene Plattdeutsch konnte. Erst wenn mindestens drei Stadtwächter zustimmend mit dem Kopf genickt hatten, durften die Stride entfernt und das Tor zur Durchfahrt freigegeben werden.

Am zweiten Kriegstag schüttelten vor dem Weidetor alle fünf Bürgerwehrangehörige so einmütig den Kopf, daß

dem zum Stehenbleiben gezwungenen Auto die Weiterfahrt verweigert wurde.

Man schickte zu Gust, er sollte entscheiden, ob die Stride fortgenommen werden durften, oder ob man endlich auch — wie viele andere Städte — einen „Spion“ gefangen hatte.

Der Besitzer des Autos, ein Badenser, der in einem der mecklenburgischen Ostseebäder zur Kur gewesen war und wegen Unzuverlässigkeit der Eisenbahn schnellstens mit einem frisch gekauften Wagen heimkehren wollte, gab bereitwillig auf alle Fragen Gusts Antwort. Aber er hatte keine ausreichenden Papiere bei sich, konnte nicht Plattdeutsch und sprach obendrein das Hochdeutsch mit unverkennbar ausländischer Betonung.

Von früh bis spät kam Gust nicht einen Augenblick zur Ruhe.

Seinen Mittagsschlaf, seinen Nachmittagsspaziergang mußte er dem Wohl des Vaterlandes opfern. Zum Abendstund fand sich nur noch des Sonntags Zeit. Während der Woche hatte er immerfort Besprechungen, Verhandlungen, Beratungen, Sitzungen. Keine Kommission zur Durchführung der öffentlichen Angelegenheiten wurde gewählt, welcher Gust nicht als Mitglied angehörte. In den meisten war er Vorsitzender.

Bei allem aber, was Gust sagte und tat, plante und ausführte, vorschlug und durchsetzte, stand auf dem Wegweiser seines Lebens das Wort: Gerechtigkeit! Seine Herkunft und sein Aufstieg wirkten zusammen, um ihn mit einem allumfassenden Gefühl auszufüllen. Denn, was immer für den einzelnen oder für die Gesamtheit der Stadt geschah, es wurde, seit er in öffentlichen Diensten stand, von derselben Herzensforderung bestimmt: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit gegen die Unterdrückten, die Armen, die Bedrohten. Aber Gerechtigkeit auch gegen die Angesehenen, die Vornehmen, die Wohlhabenden.

So duldete Gust bei den Dingen, die seiner Aufsicht und Verwaltung unterstanden, keinerlei Uebergriffe nicht von oben nach unten, aber auch nicht von unten nach oben.

Seine Vergangenheit stand ihm zu nah, als daß sein Innerstes nicht den Bewohnern der Hinterstraßen hätte gehören müssen. Aber er hatte sein Mannestum auf der Hohen Straße ausgelebt, zählte zu den Angesehensten, zu den Reichsten der Stadt. Wie also hätte der Siebte des Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen sich mit irgendwelchem städtischen Tun gegen seinesgleichen kehren sollen?

Schwankte Gust dennoch einmal, wohin der Weg genommen werden mußte, so sah er auf das große Ziel, um dessentwillen alles geschah: Deutschlands Sieg!

Deutschland! — damit stand Gust auf. Deutschland! — damit legte Gust sich schlafen.

Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat brachte Gust seinem Rikelchen Siege nach Hause.

Im Westen, im Osten, im Süden, sogar im Norden auf dem Meer hatte — immer wieder — Deutschland gesiegt.

(Fortsetzung folgt.)

Heimaterde ... Schweizererde ...

Seit Monaten schon trug Buchhalter Müller die Angst in sich herum, die Angst um seine Stelle. Seit jener Zeit, wo draußen die Kriegsfahle zu lodern angefangen hatte, wo die Brandröte auch weit über unsere Grenzen hineinschien und Tausende und Abertausende ihr Herzblut hingaben, da kam für ihn das Verhängnis — er wurde stellenlos.

Und jetzt ging ein Suchen an, ein Suchen nach Erwerb. In der Stille der Nacht klagte er es seinem Weib. „18 Jahre war ich bei ihm, dem reichen Mann!“

Keine Zeitung, die er nicht durchlas, keine Offerte, auf die er nicht schrieb.

Und als er wieder einmal wie gehehrt in die Nacht hinaus lief, da bietet ein frierender Zeitungsjunge ihm eine Zeitung an. Halb aus Mitleid, halb aus Gewohnheit drückt er ihm ein Geldstück in die Hand. Da, plötzlich, bleiben seine Augen an einer Stelle haften — ein Angebot? Er schrieb und er war der Mann, den man wünschte. Allerdings ein fremdes Land — er wußte es — aber das Vaterland schien ihn ja nicht mehr gebrauchen zu können.

Schweren Herzens sagte er es seiner Gattin. Sie schaute durch Tränen lächelnd zu ihm hinauf: „Siehst du, noch sind wir nicht verloren.“

Er aber sagte kein Wort. Ihm war's, als hätte man ihm mit glühenden Eisen das Herz durchbohrt. Und nebenan träumten seine unschuldigen Kinder sorglos in ruhigem Schlafe.

Und da schrieb er: „Liebste, kann ich, soll ich — jetzt

noch — vielleicht für immer, fort aus diesem Land — meinem Lande. Er atmete tief und schmerzlich.

„Sieh hier die Berge, die kalten, harten Berge. Und die Firnen dort oben. Weißt du noch, wie oft wir über die Höhen zogen, über blühende Weiden, an Alphütten vorbei, wo die Herden um die Ställe standen und das Glockengeläute uns ins Herz hinein erklang? Der Schmerz greift mir ans Herz. Ich soll das alles nicht mehr sehen, die Stätte verlassen, wo meine Eltern begraben liegen und ich ein Leben lang geweilt? Wer kann das verlangen, welche graulame Macht ist es, die mich von dannen treibt in die Fremde? In die Fremde mit den kalten Herzen der Menschen, die ich nicht verstehe und die mich nicht begreifen? Und ich liebe dieses Land, liebe die stolzen Höhen ringsum, über deren Gipfel mein Fuß geschritten in den Tagen meiner Jugend. — Ich kann nicht, kann nicht! Den harten Felsen möchte ich an meine Brust reißen und meine Tränen über das kalte Gestein fließen lassen! Siehst du, so liebe ich dieses Land, mein Land. Und sie, sie stoßen mich hinaus, mich und dich und die unschuldigen Kinder!“

... Doch, wie nach einem Gewitter, wenn die Elemente in schrankenlosem Aufruhr tobten, die Blitze zuckten und im Gebrüll des Donners die Erde erbebte, der Regen leise, leise schwächer wird und endlich versiegt, die Sonne siegreich das finstere Gewölk durchbricht und die Welt wie in einem Glorionschein verjüngt erstrahlt, so wurde das erschütternde Weinen der beiden Gatten leiser und leiser. Und unendlich weich, segnend und mildernd stahl sich durch den Tränenschleier ein Sonnenstrahl in die Herzen der beiden — löschte mit weicher Hand die bitteren Schmerzen.

„Siehst du, mein lieber Mann, es ist ja doch ein Glück. Denk an all die andern, die umsonst warten, umsonst sich grämen und quälen.“

... Und weißt du, wenn ich dir erst nachfolge mit den Kindern — ich werde dir die Heimat bringen dort hinaus. Und ja, ich hab's. Ich werde dir etwas mitbringen, Heimaterde werde ich dir bringen. Und wir weden in diese Erde den Samen einer Tanne legen; es wird ein kleines Tännchen aufwachsen. Dann werden wir vor dem kleinen Tännchen sitzen und dann werden wir die Heimat sehen, die Berge, die Weiden, die Täler, werden Ruhglockengeläute in den Ohren haben und das Alphorn werden wir hören, wie aus weiter Ferne.“

So redeten sie miteinander in der Einsamkeit der Nacht.

*

Es fehlten noch einige Tage an der gewährten Frist.

„Ich gehe“, sagte er da zu seinem Prinzipal. „Und wohin?“ Der Buchhalter sagte es dem Staunenden.

„So weit — in Ihrem Alter — und mit Ihrer Familie?“

„Ein fernes Land, ich weiß es. Und ich bin schon alt, habe Weib und Kinder. Nicht — ich vergesse es nicht, draußen ist Krieg und die Bedrängnis im Lande wird größer und größer. Hunderte wären froh, an meiner Stelle zu stehen. Aber schon vorher war es nicht gut. Fremde überfluten das Land, reden mit glatter Zunge und nehmen vorweg, was ihnen paßt. Die Söhne des Landes aber ziehn hinaus in die Fremde. Und so gehe ich denn. Aber fragen Sie mich nicht, was mich der Entschluß gekostet ...“

Hoch aufgerichtet stand er da und schaute dem Prinzipal fest in die Augen. Seine Stimme schwoll an, wurde hart und metallend:

„Möge aber in unserem Lande einst die Zeit kommen, wo man treue Arbeit und Ehrlichkeit, in guten und reichen Zeiten geleistet, nicht vergift, wenn harte Zeiten kommen! Eine Zeit, wo man Gerechtigkeit und Billigkeit höher einschätzt als schnöden Gewinn!“

Er sprach's und verließ stolzen Schrittes das Bureau.

*